

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Der geheimnisvolle Ruf

[urn:nbn:de:bsz:31-339332](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:bsz:31-339332)

Der geheimnißvolle Ruf.

(Mit einer großen Abbildung).

Wohl mancher der geneigten Leser hat schon den Bälchensee, droben im heimathlichen, weinreichen Ober-Elfaß gesehen, oder doch wenigstens von ihm gelesen oder sprechen gehört? Er befindet sich auf dem gen Himmel ragenden, 1071 Meter über der Meeresfläche erhabenen Berggipfel, der Bälchen genannt, weit im Lande herum sichtbar, an dessen Fuße die gewerbreiche Stadt Gebweiler erbaut ist. Dieser merkwürdige See liegt über 801 Meter über der Ebene; seine Oberfläche beträgt 75,000 Quadratmeter, und die mittlere Tiefe 30 Meter. Wer den Bälchensee und die ihn umgebenden Felsen aufmerksam betrachtet, wird bald finden, daß er einmal vierzig Fuß höher gestanden haben mag.

Wenn ein Gewitter seine Regengüsse in ihn ausschüttet oder bei lauer Luft der hohe Schnee zu schmelzen beginnt, so schwillt der Bälchensee höher und immer höher, da nur auf einer Seite, zwischen zwei hohen Felsen, ein Abfluß des Wassers vorhanden ist.

In der Adventszeit des Jahres 1740 fiel eine große Menge Schnee. Bereits den ganzen Herbst hindurch hatte es unaufhörlich geregnet. Der Schnee zerschmolz fortwährend, da sich das schreckliche Schneegestöber bald wieder in beständigen Regen umgewandelt hatte. Der Sägemüller Klaus, droben am Seebach, der dort zwischen den Felsen hauste durch welche das abfließende Seewasser hinab in das Thal sich Bahn bricht, hatte dadurch Triebkraft im Ueberfluß für sein Räderwerk und seine scharfgezahnte Säge, dennoch war ihm nicht wohl dabei zu Muth, wenn er an den See dachte, welcher drohend angeschwollen war. Auch die Bewohner des Thales und der nächsten Ebene, zumeist die Leute zu Gebweiler und Iffenheim, redeten in diesen Tagen gar viel vom Bälchensee und befürchteten, daß er ausbrechen würde. Der Damm mit der Schleuse, welcher die Felsenberge am Ausflusse des Seebachs verband, war sehr schwach und morsch, also daß die Befürchtung aufkommen mußte, er könne auf die Dauer der mächtig angeschwollenen Wassermasse nicht widerstehen.

In seiner großen und bangen Unruhe sagte Klaus, der Sägemüller, eines Morgens zu seiner Frau: „Liebe Annakäthe, ich habe recht großes Heimweh nach unsern beiden Söhnen, die drunten in Iffenheim Arbeit gefunden haben. Wir wollen heute die Mühle einmal stille stehen lassen und sie besuchen.“

Die Annakäthe war's zufrieden und meinte:

„Unsere Jungen könnten dann mit uns heimkehren. Bald kommt das liebe Weihnachtsfest, und da freut's einen, die Seinigen alle um sich zu haben.“

Die Sägemüllersleute machten sich auf den Weg, sammt ihrem kleinen Töchterlein Annabäbel, und gingen am Seebach hinunter nach Iffenheim, wo die beiden Söhne als Drescher angestellt waren in der Scheune des reichen Stadtschreibers von Egisheim, welcher zu Iffenheim ein großes Haus mit reichen Weintellern besaß. Glücklich kamen die drei Reisenden an Ziel ihrer Wanderschaft an, als eben der stolze Stadtschreiber vor der Tonne stand und seinen Arbeitern zusah. Ehrerbietig zog der Sägemüller seine Mütze. In barschem Tone fragte der harte und hochmüthige Herr des Hauses, wer er wäre und was er wollte.

„Ich heiße Klaus und bin Sägemüller droben am Seebach,“ antwortete bescheiden der Gefragte, „und hier ist meine Frau und mein Töchterlein. Da brinn in der Scheune sind meine beiden Söhne, die ich gern einmal besuchen wollte.“

„Ihr wohnt also droben am Seebach?“ fuhr der Stadtschreiber mit Fragen fort. „Weit unterm See? Ist er wirklich so hoch, wie man sagt?“

„Ja, Herr, sehr hoch,“ entgegnete Klaus; „es wäre kein Wunder, wenn er bald ausbräche. Gott wolle verhüten, daß die Fluthen den Damm durchwühlen!“

„Nu, wir würden den See wieder füllen,“ lachte der Stadtschreiber in spottendem Uebermuth, „und noch dazu mit eitel Wein!“

„Mir ist nicht also zu Muth, daß ich darüber lachen und scherzen könnte,“ sagte Klaus ernst. „Der liebe Gott sei mir und den Meinigen und allen Bewohnern des Thales gnädig in der Stunde, wo der See durchbricht! Und auch der Herr Stadtschreiber dürste also beten; es könnte ihm nichts schaden.“

„Na, na! hör Einer den weisen Sägemüller predigen!“ spöttelte höhnißch der aufgeblasene reiche Mann. „Was sollen mir hier unten die Bergwasser thun? Höchstens, daß mir das Unglück widerfahren könnte, beim Angeln im Hochwasser Sägemüller und anderes Ungeziefer zu fangen, statt Forellen und Hechte.“

Der fromme Klaus erschrad über so großen Uebermuth in einem armen und sterblichen Menschen, und sprach mit ernster und fester Stimme: „Wer weiß, wer weiß, Herr, wen man aus dem Wasser ziehen würde, wenn Gott das Unglück über uns schicken wollte!“

„Nun, Ihr mit Eurem Schwalbennefte dort in den Felsen am Seebach müßtet doch ganz gewiß zu Grunde gehen,“ höhnte der Stadtschrei-

ber. „Da könnte Euch doch kein Gott helfen, denn Euretwegen wird kein Wunder geschehen; ihre Zeit ist heutzutage vorüber.“

„Gott kann ein Wunder thun, Herr!“ erwiderte Klaus entschlossen, doch der Stadtschreiber wandte sich um und sagte, indem er fortging: „Ja, ja, verlaßt Euch nur darauf, dann seid Ihr verlassen!“

Die beiden Söhne des Sägemüllers kamen jetzt aus der Scheuer heraus und begrüßten freudig Eltern und Schwesterlein. Die andern Dreifacher standen umher und nahmen herzlichen Antheil an der Freude des Wiedersehens, und einer derselben sagte lobend: „Ihr habt dem reichen, stolzen Sünder die rechte Antwort gegeben, Meister Klaus. Der starke Gott wird ihn noch strafen ob seiner spöttischen und übermüthigen Reden. Euch und uns aber möge er vor dem bevorstehenden Unglück in Gnaden bewahren!“

Die Familie setzte sich nun traulich zusammen auf einen Baumstamm. Dieses und Jenes wurde besprochen, was eben das Herz bewegte. Der Mutter war's am liebsten gewesen, wenn die Söhne fogleich mit hinauf in die Sägemühle gegangen, um nicht länger in dem Hause des Gotteslästerers bleiben zu müssen. Allein diese hatten noch für zwei Tage zu dreschen, und mochten die Arbeit nicht früher aufgeben. In der Sanct-Thomasnacht wollten sie zum letztenmal in des Stadtschreibers Scheune schlafen und den andern Tag mit vollem Lohne und schönen Christgeschenken für's Annabärbel heimkehren. Dabei blieb es denn auch, und mit einem herzlichen: „Gott behüt' Euch!“ nahmen die Sägemüllersleute gegenfeitig Abschied von einander.

Mit bekümmertem und sorgenvollem Gemüth stiegen Vater und Mutter, als es bereits zu dunkeln begann, zur Sägemühle hinauf. Das Töchterlein, an der Hand der guten Mutter, kannte keine Sorgen; es freute sich schon zum Voraus auf die schönen, von den lieben Brüdern versprochenen Weihnachtsgaben. Nachdem Klaus lange schweigend dahingeschritten, sagte er endlich zu seiner Frau: „Annakäthe, mir ahnt etwas. Bald kommt ein großes Unglück über uns, und Gott verhüte, daß es der Ausbruch des Sees ist, sonst sind wir Alle verloren!“

„Gott kann helfen! Gott kann auch heute noch Wunder thun!“ tröstete die fromme Frau fast mit denselben Worten, die ihr Mann vorher zum Stadtschreiber gesprochen hatte, und setzte zuversichtlich hinzu: „Wer Gott, dem Allerhöchsten, traut, der hat auf keinen Sand gebaut!“

Und so stiegen sie an dem hochanschwellenden, brausenden Seebach hinauf, der stillen Heimath zu. Auch der Sägemüller wurde bald wieder

heiterer im Gemüth; er befahl sich und die Seinen dem Schutze des allmächtigen Gottes und fand darin Trost und Frieden. —

Es war in der Sanct-Thomasnacht 1740, drei Tage vor dem frühlichen Christfest. Der Himmel hing voll trüber Wolken, durch welche nur hier und da ein einzelner Stern blinkte. Das Schneegestöber hatte nachgelassen und eine unheimliche Stille war in der Natur. Nicht einmal der Wind regte sich mehr. Die beiden Söhne des Sägemüllers vom Seebach konnten auf dem Heu in der Scheuer nicht einschlafen. Große Unruhe erfüllte sie, und der Vorwurf wurde laut, daß sie nicht an demselben Abend schon ins Vaterhaus heimgekehrt wären. Sie standen an einer Luke des Scheunendaches, spähten hinaus und plauderten miteinander. Die Christgeschenke für's Annabärbel waren angekauft und lagen auf dem Heu. Hinauf zu den Bergen schweiften ihre Augen, in welchen ihre Heimath lag. Doch in der finstern Nacht konnten sie nichts unterscheiden. Da brauste plötzlich ein jäher Windstoß vom Böckchenkopf daher, daß der Einsturz der Scheuer zu befürchten war, und diesen Stoß begleitete ein schrecklicher Knall, welchen der Wind aus weiter Ferne, durch die stille Nacht hindurch, bis zu ihren Ohren trug. Was sollte dieser brausende Schall bedeuten? Sie horchten lange; der Wind fauste immer heftiger; ringsumher bellten jetzt die Hunde und den jungen rüstigen Dreschern ward's ganz unheimlich zu Muth. Der Volksglaube hält die Sanct-Thomasnacht von Alters her für heilig, und viel wunderbare Geschichten werden erzählt von den Dingen, die sich in derselben schon zugetragen haben sollen. Die beiden Brüder aber waren nicht frei von diesem Aberglauben. Schnell verließen sie die Dachlücke und steckten sich bis über die Ohren in's Heu, um nichts weiter zu sehen und zu hören. Ueber dem fortwährenden Heulen des Windes und einem unheimlichen Tosen und Brausen, das vom Gebirge her tönte, schliefen sie bald genug ein, da sie zudem müde waren von des Tages harter Arbeit.

Aber ihr Schlaf sollte nicht lange währen. Plötzlich ertönte ein Mark und Bein durchschneidender Angstruf: „Zu Hülfe! Am Gottes Barmherzigkeit willen helfst mir!“ Dazwischen blöckten Kälber, Kühe und Schafe, und der schauerliche Klang der Pfaffenheimer Sturmglocke schallte darin; das Rauschen und Brausen des Wassers jedoch war noch lauter.

Auf so gräßliche Weise aus dem Schlafe geweckt, sprangen die Jünglinge rasch auf und eilten an die Luke. Entsetzlicher Anblick! Auf allen Seiten brandende und brausende und zischende Wasserfluthen! Und drüben an einem Fenster

seines Hauses jammerte und schrie der Stadtschreiber im Nachtgewande; er verhiess dem, der ihn retten würde, tausend, zehntausend, fünfzigtausend Gulden; doch kein beherzter Retter wollte nahen.

Jetzt schwankte der Heuschöber unter den Brüdern. Erst meinten sie, es wäre nur Täuschung. Doch nein, unten brauste das Gewässer und sie fühlten deutlich einen gewaltigen Ruck. Die Haare sträubten sich empor vor Angst, als der Heuschöber sich plötzlich auf einer Seite hob.

„Lieber Bruder! Großer Gott, wir sind verloren!“ jammerte der Jüngste und suchte sich am Heu fest zu halten. „Allmächtiger Gott und Heiland! Das Wasser reißt die Scheune hinweg!“

Einige grauenvolle Augenblicke folgten, dann schwanke der Heuschöber hin und her wie eine Kinderwiege. „Wir müssen zu Grunde gehen!“ klagte nun auch der älteste Bruder. „Und das wird am Ende das Beste sein, da Vater und Mutter und Schwesterlein gewiß schon ertrunken sind. Heute noch finden wir sie im Himmel wieder! Spirist du's, wie die ganze Scheune wankt!“

Und wirklich, das wüthende Gewässer hatte sie weggerissen! Langsam hin und her schaukelnd bewegte sie sich dem Laufe der Fluthen nach. Eine angstvolle Stunde nach der andern schlich langsam dahin. — Endlich graute der Morgen, und immer noch trieben die Brüder mit der Scheune dahin.

Erst im Laufe des Tages fiel die vernichtende Fluth, und am Abend war das Land wieder frei. Die geretteten Jünglinge betraten, dem beschützenden Gott dankend, den schlammigen, aber doch festen Boden. Aber ach, welche Verwüstung rings umher! In Iffenheim allein waren vierzehn Häuser gänzlich zerstört worden und viele andere stark beschädigt. Des hoffährtigen Stadtschreibers Haus lag völlig in Trümmern, ihn selbst aber hat kein menschliches Auge jemals wieder gesehen. Nicht einmal sein Leichnam wurde gefunden.

Auch im Gebweiler Thale waren Spuren schrecklicher Verwüstung; alle Hütten der Bewohner hatte der Strom mit sich fortgerissen. Weinend betrachteten die Brüder die Stätten des Glends, als sie bergauf schritten, dem Vaterhause zu. Wie mochte es dort erst aussehen! Endlich, nach langer, trauriger Wanderung, erreichten sie die Stelle, wo sonst die Sägemühle gestanden, aber es war keine Spur mehr von ihr zu sehen! Gänzlich verändert sah der Ort aus; kein Baum mehr ringsum, kein Stein bezeichnete die Stelle des lieben Vaterhauses! Nur Schlamm und Felsstrümmern, nur Gestrüpp und Gesträuch waren zu erblicken. Weinend, in unermesslichem

Jammer und Weh, rangen die Jünglinge die Hände. Sie beteten für die Seelen der dahingegangenen Lieben und machten sich sodann auf, um zu der Hütte des Kohlenbrenners zu gelangen, einem treuen Freund ihrer Eltern und zugleich ihr Pathe, bei welchem sie zu übernachten gedachten, da seine Wohnung geschützt lag vor dem Wasser, hoch auf dem Felsenrande des Seeufers. Durch Schlamm und Steingerölle, durch Gestrüpp und über umhergeschleuderte Baumstämme kletterten sie höher und immer höher, bis sie endlich die Hütte des Köhlers erreichten.

Aber wie sah's hier aus? Gott der Herr hatte wirklich ein Wunder gethan.

Am gestrigen Abend saß Vater Klaus noch bei einer kleinen Arbeit. Er schnitzte an einem Vogelbauer, während die Sägemüllerin eben das Töchterlein ausgezogen und nun zu Bette brachte. Da pochte es am Fensterladen, und eine Stimme rief laut: „Sägemüller, Ihr sollt mit Weib und Kind zum Kohlenbrenner kommen!“

Vater Klaus erschreck, denn die Stimme war ihm unbekannt und die Sankt-Thomasnacht galt auch in seinen Gedanken als eine geheimnißvolle und wunderbare Nacht. Doch trat er an's Fenster und rief fragend: „Ist Jemand da? Was soll ich denn beim Gevatter? Hab' ja heute erst mit ihm gesprochen.“

Doch keine Antwort erfolgte. Klaus öffnete das Fenster und stieß den Laden auf. Niemand war da. Ein düsteres, unheimliches Schweigen, welches nur durch des Seebachs Brausen unterbrochen wurde, lag über Berg und Thal.

„Was soll ich denn wohl in der Nacht beim Gevatter thun?“ fragte sich Klaus höchlich erstaunt, und setzte sich wieder kopfschüttelnd an seine Arbeit. Da pochte es abermals am Fensterladen und dieselbe Stimme rief noch lauter und dringender als vorher: „Sägemüller, Ihr sollt sogleich mit Weib und Kind zum Kohlenbrenner kommen!“

Meister Klaus trat wieder an's Fenster und fragte: „Wer da?“ Abermals erfolgte keine Antwort. „Hat Jemand eine Botschaft an mich zu bestellen, so mag er mir damit ehrlich und offen vor die Augen treten,“ rief er in die finstere Nacht hinaus. „Was soll ich beim Gevatter? Ist er krank geworden, oder seine Frau, oder eines seiner Kinder?“ Auch auf diese Fragen keine Antwort. Da sprach der Sägemüller in seiner Angst das in solchen Fällen oft gebrauchte Wort in die Dunkelheit hinaus: „Alle guten Geister loben Gott den Herrn!“ Und deutlich vermeinte er die Antwort zu hören: „In Ewigkeit, Amen!“

Betroffen wandte Klaus sich um und fragte:

„Hast du soeben geredet, liebes Weib? Ich habe ein Amen ganz deutlich gehört.“

„Es ward aber nicht von mir gesprochen,“ entgegnete Annakäthe, verwundert ihren Mann anschauend.

„Nun, so weiß ich wahrhaftig nicht, soll ich diesem Rufe folgen oder nicht?“ sagte der Sägemüller bedenklich, und erzählte nun seiner Frau, die von Allem nichts gehört hatte, daß ihn der Gevatter droben in der Köhlerhütte schon zweimal habe auffordern lassen, heute noch mit Weib und Kind zu ihm zu kommen.

„Hast wohl geträumt, lieber Klaus, oder Dein Gehör hat Dich getäuscht,“ meinte Annakäthe lächelnd, und der Sägemüller glaubte am Ende selbst, daß es also gewesen. Er machte sich wieder an seinen Käfig. Das Töchterlein betete eben hinter ihm in seinem Bette:

Du lieber Herrgott hältst nun Wacht;
Behüt uns auch in dieser Nacht!
Schick Deinen Engel zu uns her,
Damit kein Unglück uns beschwer,
Und — — —

„Vater, es klopft draußen!“ rief das Mägdlein, mitten im Gebet sich unterbrechend. Vater und Mutter schauten bestürzt nach dem Fenster, und hörten, lauter und weit dringender noch als vorher, die Worte: „Sägemüller, Ihr sollt sogleich mit Weib und Kind zum Kohlenbrenner kommen!“

Da sagte Klaus: „Frau, ziehe das Annabäbel nur wieder an! Gott allein weiß, was das bedeutet. Wir müssen uns sofort anmachen und zum Gevatter 'naufgehen.“ Annakäthe willfahrte ohne Widerrede dieser Mahnung, und bald standen alle drei zum Fortzuge bereit da. Die Mühle wurde verschlossen. Klaus trug die Laterne in der einen Hand und führte das Töchterlein an der andern, während die Mutter sinnend neben ihm herging. So stiegen sie noch in dunkler Nacht die felsige Schlucht hinauf zu der Hütte des Köhlers, woselbst sie glücklich anlangten.

Der Gevatter war über den späten Besuch natürlich höchst erstaunt. Als Klaus ihm erzählt, was vorgefallen war, sagte er: „Nun, da hat Jemand meine Gedanken errathen. Schon längst ist's mein Wunsch, so eine lange Winternacht mit euch zusammen traulich verplaudern zu können. Segen wir uns daher recht gemüthlich um den warmen Heerd.“

Klaus aber schaute ganz nachdenklich vor sich hin, und fragte endlich: „Gevatter Hans, wie steht's drüben mit dem See?“

„Er ist hoch angeschwollen, wie ich Dir bereits gesagt habe,“ entgegnete der Köhler. „Aber der

Damm kann doch noch viele Jahre lang halten. So gefährlich ist's nicht, wie Du denkst, und schon öfters hab' ich den See so voll gesehen.“

Kaum hatte der Köhler diese Worte gesprochen, als mit einem Mal ein so fürchterlicher Schlag und ein so entsetzliches Tosen und Brausen die Luft erfüllte und erschütterte, daß die Hütte erbebte, alle Fugen krachten und den Ansätzen Hören und Sehen verging. Gemeinsam mit dem Annabäbel schrieten des Kohlenbrenners kleinsten Kinder laut auf vor Entsetzen, während die Eltern regungslos und stumm vor Schrecken umherstanden.

„Was war das?“ fragte endlich Hans, allein auf seinem Gesichte hätte man deutlich lesen können, daß er solches nur zu gut wußte, jedoch nicht gleich das Schreckliche sagen wollte. Das furchtbare Krachen und Tosen dauerte fort und kam immer und immer näher mit brausender Schnelligkeit.

„Es ist geschehen! Du starker Gott im Himmel droben, beweiße nun Deine Allmacht!“ rief Klaus, seine Hände hoch erhebend.

„Ja, so ist's! Es ist geschehen!“ wiederholte zitternd der Köhler; „der See ist durchgebrochen! Der Herr sei uns Allen gnädig!“

Beide Männer sahen bleich aus wie der Gebirgsschnee, trotzdem der flackernde Kienspan über dem Heerde sein rothes Licht durch die Stube warf. Fast hätte man glauben können, der jüngste Tag wäre hereingebrochen. Der Felsen, auf welchem die Köhlerwohnung stand, erzitterte, gleich als wollte er zerspringen und zusammenstürzen; Schlag auf Schlag, stärker als Kanonnen, erschütterte die Luft und immer näher und näher kam das Heulen und Brüllen und Zischen der wilden Fluthen, welche die Felsen und Bäume zersplitterten und sie vor sich her schleuderten, den Vergabhang hinunter. Die Wassermasse thürmte sich so hoch hinauf, daß sie einige hundert Klafter Holz, die unweit der Hütte lagen, mit sich forttrieb. Aber bis zur Köhlerwohnung selbst reichte ihre Macht doch nicht, ob auch die armen Leute drinn jeden Augenblick meinten, von den heulenden Wogen hinab geschwemmt zu werden in den Abgrund.

In Tobesangst ging ihnen die Sanct-Thomasnacht vorüber. Als aber der Morgen zu leuchten begann, und der Sägemüller zum Fenster hinaus auf den spritzenden Schaum, die unübersehbare Wasserfluth und die zerschmetterten Baumstämme blickte, die peilschnell thalwärts schossen, und dann an seine Mühle und an den warnenden, wunderbaren Ruf in der Nacht dachte, da sprach er, dankend die Hände faltend: „Der starke Gott hat wirklich ein Wunder gethan! Auch meine

beiden Söhne wird Er nicht vergessen, sie nicht verlassen, noch versäumen!¹⁴

Und so war's auch geschehen, wie schon erzählt worden. Am Abend dieses Tages kamen die jungen, rüstigen Drescher in des Kohlenbrenners sicherem Wohnsitz an. Sie erzählten den staunenden, dankbar jubelnden Eltern, wie wunderbar sie von der losgerissenen Scheune, die für sie eine Nothsardie geworden, über die Fluthen dahingetragen und auf diese Weise gerettet wurden vom drohenden Untergang. Sie selbst aber staunten und jubelten noch viel mehr, als sie den Vater und die Mutter und das Schwesterlein, welche sie schon als verloren beweint hatten, gesund und wohl antrafen und aus ihrem Munde die Geschichte hörten von der wunderbaren Mahnung und Errettung. Wohl hatte der Sägemüller all seine Habe durch den Ausbruch des Bölschensees verloren, doch hörte man ihn darüber nicht klagen und sorgen. Er mußte mit seinen Lieben, unter denen kein theures Haupt fehlte, vor dem Angesichte des allmächtigen Gottes sich beugen und ihn mit dankbarem Munde preisen für seine Barmherzigkeit und Hülfe. Niemals haben die Sägemüllerseute erfahren, wer sie gerufen hat in jener wunderbaren Schreckensnacht — aber sie haben es dennoch gewußt.

Das Horchen.

Mit dem Horchen ging's dem Thomas Walker, als er noch ein Kind war, etwas hinderlich.

Eines Tages kam zu seinem Vater ein Herr Silberling, der Apotheker des Orts, und sagte: „Herr Nachbar, ich hätte ein Wort im Vertrauen mit Ihnen zu sprechen.“ Der kleine Thomas aber dachte: „Ich will doch hören, was das ist,“ und legte sein rechtes Ohr an's Schlüsseloch der Thüre, die sein Vater hinter sich zugemacht hatte. Den linken Fuß aber setzte er fest auf den Boden, daß es aussah, als wollte er die Thüre aus den Angeln heben. Inzwischen nahm er auch wahr, daß die Schnalle an seinem Schuh, — man trug dazumal noch Schnallenschuhe, — aufgegangen war, und hob daher den linken Fuß in die Höhe, um den Riemen anzuziehen. Die beiden Männer drinnen in der Stube wurden aber eher fertig als er, und weil der flinke und hurtige Apotheker die Thüre schnell öffnete, fiel Thomas seiner ganzen Länge nach in die Stube hinein, wie ein Kehrwisch, den die Hausmagd an die Thüre gelehnt und vergessen hat, wieder weg zu stellen. Sein Vater aber fragte nicht lange, woher? sondern legte sein Söhnlein über das Knie und stämpelte den Horcher mit dem spanischen Rohr, das der Apotheker ihm dazu lieh.

Außer dem Hauße trug das Horchen dem Thomas auch nicht viel ein, nämlich in der Schule. Da saß er ganz ruhig und seine Augen waren auf den Präceptor gerichtet; aber den Kopf neigte er etwas auf die linke Seite und horchte mit seinem rechtem Ohr, wie der Kiker, der Hahn, auf der Deichsel, wenn er in Gedanken steht, er wußte selbst nicht auf was. Einmal fragte der Lehrer: „Nun, Thomas, wo liegt Constantino-pel?“ und er antwortete: „An der Tiber!“ denn bis dorthin war er dem Lehrer im Geiste nachgegangen, hatte denselben aber dann verlassen, und seiner löblichen Gewohnheit nach, einen Seitenweg eingeschlagen. Weil aber in der lateinischen Schule zu Hollenried immer mit baarer Münze bezahlt zu werden pflegte, so zog der Präceptor den Thomas über die Bank und klopfte ihm die Hosentaschen noch einmal aus.

Also merkte der wunderföhrige Knabe bald, daß das Horchen nicht zum besten bezahlt würde, wollte jedoch die häßliche Gewohnheit nicht lassen und versuchte es noch einmal, als seine Mutter krank wurde und nicht mehr hinunter kommen konnte, sondern droben bleiben mußte in ihrer Schlafstube. Er ging nach der Schule zu ihr hinauf und machte die Gitterläden zu, weil er merkte, daß der Kranken das Licht in den Augen wehe that. Dann setzte er sich nicht ferne von ihrem Bette auf einen Stuhl und horchte. Und wenn die gute Mutter nur den Kopf bewegte oder den Arm, war er gleich bei der Hand und fragte, ob sie dies wolle oder das. Und ob sie gleich in ihrer großen Schwachheit nicht lauter lispeln konnte, als ein Abendlüstlein zwischen dem Schilfrohre, so verstand er sie doch und besorgte ihr Alles, als hätte er das Krankenwarten bei den barmherzigen oder den Diakonissenschwestern gelernt. Nach sechs Wochen aber wurde die Mutter wieder gesund, und ging nach ihrem ersten Ausgang nicht geraden Weges wieder nach Hause, sondern zum Buchhändler, und kaufte ihrem Thomas den „Armen Heinrich“ mit schönen Bildern, zum Lohn für sein Horchen.

Der Knabe aber, als er nun merkte, daß zwischen Horchen und Horchen ein Unterschied ist, verblieb bei dem bessern Theile, besonders in seinen spätern Jahren, als er schon Pfarrer in Frischengrün war. Und weil man den Willen Gottes des Herrn nicht immer vernehmen kann, wie die Stimme des Ausrufers auf der Gasse, horchte er darauf, wie vordem auf das Lispeln seiner kranken Mutter, und noch fleißiger. Deswegen bekam er dann auch eine große Uebung darin und hörte gar oft mehr als andere Leute. So kam er einmal von der Betstunde heim und sein Töchterlein sagte zu ihm: „Vater, der Schä-